Nr. 268 Zweites Blatt 166. Jahrgang Dienstag, 14. November 1916

Erscheint täglich mit Ausnahme des Sonntags.

Beilagen: „Gießener Familienblätter“ und „Kreisblatt für den Kreis Gießen“.

Postscheckkonto: Frankfurt am Main Nr. 11686.
Bankverkehr: Gewerbebank Gießen.

Gießener Anzeiger

General-Anzeiger für Oberhessen

Zwillingsrunddruck und Verlag:
Brühl'sche Universitäts-Buch- u. Steindruckerei.
R. Lange, Gießen.

Schriftleitung, Geschäftsstelle und Druckerei:
Schulstraße 7. Geschäftsstelle u. Verlag: 51.
Schriftleitung: 112.
Anschrift für Drahtnachrichten: Anzeiger Gießen.

Die Einführung der Zivildienstpflicht.

Unser Berliner Mitarbeiter schreibt uns:

Als der Weltkrieg ausbrach, machten wir die Entdeckung, daß bei uns — ebenso wie in anderen Ländern — die allgemeine Wehrpflicht garnicht durchgeführt war, wenn ihre Lücken auch nirgends so wie in Deutschland durch den Zulauf von Millionen Freiwilligen ausgefüllt wurden. Trotzdem haben wir, ebenso unsere Bundesgenossen und Gegner (England belehrte sich erst durch den Krieg zur allgemeinen Dienstpflicht), diese Wehrpflicht immer schärfer ausbauen, den Begriff D. U. umwerten müssen, denn dieser Weltkrieg rechnet nicht wie die früheren mit Heeren von Hunderttausenden, sondern mit Millionenheeren.

Als so stark hat sich die deutsche Volkskraft erwiesen, daß wir trotz der gewaltigen Anforderungen, die an sie gestellt wurden, bisher von einer Erhöhung der Wehrpflicht absehen konnten, vielleicht auch noch weiter absehen können. Dagegen soll aber in Bälde zur Tat werden, was seit einiger Zeit geplant war, nämlich die Ergänzung zur allgemeinen Wehrpflicht, d. h. eine Art Zivildienstpflicht, die Mobilmachung der Heimarbeit. Wie das Heer, so haben wir schon jetzt in gewissem Sinne auch unsere Industrie mobilisiert, aber die dringliche Frage der Versorgung unseres Feldheeres mit Waffen und Munition erfordert noch weitergehende Anstrengungen angesichts des derzeitigen Massenbedarfs der Massenheere. Mangel an Rohstoffen brauchen wir hierbei nicht zu befürchten, denn wir werden mit ihnen bei unserer jetzigen Sparsamkeitswirtschaft durchhalten, so lange der Krieg auch dauern mag. Wohl aber gilt es, mehr als bisher die jetzt noch brach liegende Arbeitskraft nutzbar zu machen, denn der Krieg wird immer mehr auch zu einer Arbeiterfrage. Der feste Boden, auf dem unser Heer wurzelt, ist die Heimat, und das Heimatheer gilt es mobil zu machen. Die Mobilisierung der Arbeitskraft läßt sich nicht mehr von dem Heeresersatz trennen.

Zur Durchführung der hier umrissenen Aufgaben ist das neue Kriegsamt geschaffen worden, welchem die Organisation der gesamten Kriegsarbeit mit Einschluß des Heeresersatzes und der Verwendung der Arbeitskräfte in der Heimat obliegt. Zu diesem Zweck ist ein umfassender Ausbau des Kriegsamtes, an dessen Spitze General v. Groener steht, in die Wege geleitet. Dem Chef des Amts steht neben einem militärischen zugleich ein technischer Stabschef zur Seite, und für diesen hochwichtigen Posten ist ein hervorragender Industrieller, der Direktor des Grusonwerkes in Magdeburg, Dr. Kurt Sorge, gewonnen worden. Das Kriegsamt gliedert sich in ein Waffen- und Munitionsbeschaffungsamt (abgekürzt Wumba) mit dem neuen Feldzeugmeister General Couvette an der Spitze und ein Kriegsarbeits- und Erfatzamt unter der Leitung des Obersten Marquardt. Zu dem Kriegsamt gehören die bisherige Kriegsrohstoffabteilung, die Abteilung für Ein- und Ausfuhr und eine Abteilung für volkswirtschaftliche und Ernährungsfragen; ferner sollen ihm alle Beschaffungsstellen des Heeres mit Ausschluß der Verpflegung angegliedert werden. Unmittelbar unter dem Chef des Kriegsamts steht eine Abteilung für allgemeine Arbeiterfragen und eine eng hiermit zusammenhängende technische Abteilung. Es sei besonders betont, daß auch ein Arbeitnehmer zur Wahrung der Arbeiterinteressen in diese Abteilung aufgenommen wird — als weiteres Zeichen dafür, daß, wie der Gegensatz zwischen Militär und Zivil so auch der zwischen den Interessen der Arbeitgeber und Arbeitnehmer verschwinden soll zugunsten des einen großen Zieles: alle Arbeitskräfte mobil zu machen für den endgültigen Sieg unseres Waffen.

In welcher Form diese Mobilmachung des Heimatheeres erfolgen soll, darüber stellen Einzelheiten noch nicht fest, da eine diesbezügliche Vorlage erst demnächst dem Bundesrat zugehen wird. Soviel kann aber jetzt schon gesagt werden, daß man zunächst auf dem Wege der freiwilligen Meldung alle verfügbaren Arbeitskräfte, auch die weiblichen, aus dem Volke herauszuholen suchen wird. Sollte aber dieser Weg nicht zum Ziele führen, so wird man den Arbeitsfähigen karmachen müssen: Du kannst noch das Deinige tun für das Vaterland! Von einem Zwang im eigentlichen Sinne soll nur im äußersten Notfall Gebrauch gemacht werden, und es sollen rohe Eingriffe unter Schonung unserer Produktion tunlichst vermieden werden. In keiner Weise ist es vor allem beabsichtigt, einen Zwang auf die Frauen auszuüben; auch sollen die Interessen der Arbeitenden gewahrt, ihre Schädigung vermieden werden.

Unter diesen Einschränkungen soll eine Art Zivildienstpflicht eingeführt werden, wobei über die Altersgrenze (50 oder 60 Jahre?) noch nichts feststeht. Wird dieser Plan durchgeführt, so wird die Mobilmachung des Heimatheeres direkt und indirekt, sowohl durch Freimachung Wehrfähiger für den Felddienst wie durch die Sicherung der Waffen- und Munitionsherstellung, unsere Front verstärken und uns damit erhöhte Sicherheiten für den Sieg verschaffen. Daß dieser großzügige Plan die Zustimmung des deutschen Volkes wie die seiner parlamentarischen Vertretung finden wird, ist nicht zu bezweifeln, denn es handelt sich hier um Maßnahmen im Interesse der siegreichen Führung des Krieges; es handelt sich darum und hier muß Einer für Alle und Alle für Einen stehen — um die Existenz, um die Zukunft unseres Volkes.

Kriegsbriefe aus dem Osten.

Von unserem zum Ostheere entsandten Kriegsberichterstatter

(Unberechtigter Nachdruck, auch auszugsweise, verboten.)

Auf der Königsburg Galiziens.

Am Dnjester, 7. November.

In den Karpathen legte man die letzte Hand an die Vorbereitung zum Winterfeldzug, zum Stellungskrieg in der Höhe von durchschnittlich 1400 Meter. Das letzte Bild, das ich von den Karpathentälern mitnahm, war Hämmern und Bauen und Sprengen. Neben den Flußläufen, den schmalen Straßen, entstanden Dämme für Feldbahnen, und Brücke um Brücke spannten die Eisenbahnbaukompagnien über die stürzenden Bäche. Auf den Höhen wurden von Bergseite zu Bergseite Drahtseile gezogen, Masten wuchsen hoch, die Drahtseilbahnen standen vor der Vollendung, um die unerhörte schwierige Arbeit der Kolonnen zu erleichtern. Inzwischen hüllten sich die Gipfel tiefer in Schnee. Wie hohe, schöne, weiße Wolken glänzten sie über den Hochtälern. Oben begann der schwere Kampf, so schwer, wie irgendwo an heißer Stelle im Westen, der Kampf gegen den Karpathenwinter . . .

An hellen Tagen sieht man die weißen Karpathen von der galizischen Front, wie überirdische Bilder in den hellblauen Horizont gemalt, schimmern sie herüber. Man hat Zeit dazu, in die Schneeburgen in der Ferne zu sehen, denn der Teil der Front südlich von Stryltschniki, bei Bolszowe und dann zum Dnjester heran bei Halicz ist seit Wochen ohne ernstere Angriffe. Die eingeschnittenen Flußtäler der Narajowka, der Gnila-Lipa, des Dnjester sind starke Hindernisse für gegenseitigen Betätigungsdrang. Auch die Artillerie macht das Leben nicht schwer, so liegt Halicz, die Stadt, nach der Galizien den Namen eines Königreiches führt, wie im Zauberschlaf in der Front am Dnjester.

Der Schützengraben führt irgendwo dicht an den Häusern der geräumten Stadt vorbei. Trüben in den Dörfern am anderen Ufer des Dnjester liegen die Russen, und etwa bei der mächtigen neuen Eisenbahnbrücke, deren Mittelstück gesprengt ist, schwingt unsere Front zur anderen Seite des Dnjester hinüber. Da plätzt ab und zu — es ist der erste helle Tag nach langen Regenwochen — ein russisches Schrapnell. Vielleicht hat man allzu auffällig an der Stellung gearbeitet. Auch unsere Artillerie zeigt ein paar Granaten vor die Meierhöfe, in denen die Russen hausen. Dann ist's wieder still. Der Dnjester fließt in breiter Flut an den noch immer grünen Weiden vorüber, das ist die einzige Bewegung, die man beobachten kann.

Die Stadt schläft still in der Mittagssonne. Es muß ein hübsches Städtchen gewesen sein. Das längliche Viereck des Marktplatzes ist von bescheidenen, doch freundlichen Häuserreihen umfaßt, sie sind noch alle erhalten, nur der nordöstliche Teil ist ein wüster Trümmerhaufen. Der Burgberg, der dicht über der Stadt hochragt, hat den übrigen Teil von Halicz geschützt, als die Russen im Oktober ihren sinnlosen Feuerüberfall auf die leere Stadt richteten.

Zuweilen geht ein Soldat über den ausgestorbenen Platz, zuweilen schlägt ein Fensterflügel gegen die Mauern. In der Mitte, das einzig Lebendige in Halicz, spendet der Stadtbrunnen sein Wasser in ein großes rundes Steinbecken, das überlaufend den Strahl weiterrinnen läßt. Eine kleine, feine Marienfigur aus Sandstein thront auf dem Brunnen und hält den Jesuskaben im Arm. Ein längst verdorrter Kranz schlingt sich um das zarte Marienfigürchen.

Das ist der Marktplatz des gestorbenen Halicz, ehemals Sitz ruthenischer Fürsten, ehemals Königsstadt. Hier oberhalb Halicz erhob sich die mächtigste Burgfeste in Ruthenien, und seine Fürsten nannten sich „Reges Haliciae“. Um die Burg am Dnjester ging durch Jahrhunderte Streit. Seit 1340 gehörte Halicz zu Polen. Nach der ersten Teilung Polens hat die österreichische Regierung den Titel auf die ganzen Gebiete ausgedehnt. Die Dole — von „hal gleich Dole — kam so ins galizische Landeswappen. Vom alten ruthenischen Schloß sind keine Spuren mehr vorhanden, aber auf steiler Höhe, die Stadt beherrschend, ragen noch die Ruinen des polnischen Königsschlosses, das Kasimir der Große errichtet hat.

Man sieht von dem Burgberg weit ins Land, über die deutschen Stellungen, über die russischen, hinüber nach Bolszowce, dessen Häuser in der Sonne aufleuchten, den Dnjester hinab, rückwärts in das Land, auf dem die galizischen Bauern die fruchtbare Erde pflügen. Ein schönes Land, das sich nun nach dem Willen des österreichischen Kaisers seinen Ausbau und Ausbau selbst vor allem bestimmen soll. Man hat Galizien in den schwärzesten Farben geschildert. Nirgends habe ich die Schilderung bestätigt gefunden, ich sah fruchtbare Erde, schöngeschwungene Hügel, wasserreiche Ströme. . . . . Freilich, es ist ein Land, das, sagen wir es so, noch viel Entwicklung nur sich hat und haben muß, wenn in ihm und mit ihm zweckmäßig gearbeitet wird; aber „das liegt auf weitem Felde.“ Die deutschen Truppen bilden mit den verbündeten zusammen die jetzt, wie der Oberkommandierende sagte, „unzerbrechliche Mauer vor dem schwergeprüften Land.“ Dicht vor der alten Königsstadt Halicz kam der russische Vormarsch zum Stehen. . . . .

Ein paar Kilometer weiter westlich mündet die Lomnica in den Dnjester, auf dem Hügel dicht vor dem Mündungsdreieck liegt ein katholisches Kloster und daneben die St. Stanislaus-Kirche. Ein schönes, rein romanisches Portal schmückt den alten Bau, der verlassen ist, wie die Stadt zu seiner Rechten. Durch das Regnerwerk unzähliger feiner Lindenäste kann man noch einmal von hier die breite Dnjester-Ebene sehen. Haltes leuchtet jetzt wie lebendig in der Sonne, die hellgrüne Ebene ist auf Meilen und Meilen zu überblicken. Dörfer, Flecken, Meierhöfe liegen zerstreut unter den fast kahlen Bäumen. Ueber den Wald hat der Spätherbst ein paar letzte gelbe Farbentupfen gesprizt. Eine Gruppe von deutschen Soldaten geht langsam neben den Bauern über die fast abfallenden Felder. Ihre Augen trinken das schöne, ein wenig matte und sehnsüchtige Bild, das ihnen Galizien für so viele Tage voll von Brand, Blut und schwerem Kampf schenkt. Sie fangen an zu singen.

Rolf Brandt, Kriegsberichterstatter.

Gerichtssaal.

rb. Darmstadt, 13. Nov. Wegen Unterschlagung von 22 000 Mark hatte sich vor der hiesigen Strafkammer der Bureaugehilfe an der hiesigen Geographischen Landesanstalt und Rechner der Darmstädter Gewerbeschule, Ludwig Fuchs, zu verantworten. Der 35jährige Angeklagte ist verheiratet und Vater mehrerer Kinder. Er hatte sich anfangs Januar selber der Staatsanwaltschaft gestellt mit dem Eingeständnis, daß er seit Jahren größere Veruntreuungen begangen habe. Fuchs ist bisher unbestraft und stammt aus guter Familie. Da er sofort ein offenes Geständnis ablegte, wurde er vorläufig auf freiem Fuß belassen. Er ist zurzeit eingezogen. Die nähere Untersuchung ergab, daß Fuchs als Rechner der Gewerbe- und Handwerkerschule sich seit seiner Anstellung fortgesetzt Veruntreuungen im Betrage von rund 22 000 Mark zu Schulden kommen ließ. Die enormen Unterschlagungen wurden ihm ganz besonders erleichtert dadurch daß jede Aufsicht fehlte und er fast ganz nach Belieben mit den Geldern schalten und walten konnte; er hatte daher weder Bücher- noch Urkundenfälschungen oder die Beseitigung von Belegen oder dergl. nötig. Fuchs bezog zuletzt ein Gehalt von 2700 Mark und hätte also bei bescheidenen Ansprüchen wohl auskommen können. Er liebte aber einen leichtfertigen Lebenswandel, verkehrte viel mit Sportsleuten und machte auch gern kostspielige Extratouren, die manchen blauen Lappen verschlangen. Von den unterschlagenen Summen sind von Verwandten des Angeklagten 6000 Mark gedeckt worden, den Rest des Schadens haben Staat, Stadt und der Gewerbeverein zu tragen. Da Fuchs seine Tat bereits offen eingestand, ihm auch nicht die Beamteneigenschaft zustand, so wurde er unter Zubilligung mildernder Umstände zu 1½ Jahren Gefängnis verurteilt, auch auf freiem Fuße gelassen. Er nahm die Strafe an.

„Gedenket der Geburtstagsspende für's Rote Kreuz“!

Kunst und Wissenschaft.

— Leibniz als Vorkämpfer eines deutsch-polnischen Königtums. Die Proklamierung des Königreiches Polen ruft die Erinnerung wach an die Tatsache, daß schon vor mehr als zwei Jahrhunderten einer der besten deutschen politischen Köpfe, nämlich Gottfried Wilhelm Leibniz, dessen Todestag sich am 14. November zum 200. Male jährt, die Erwirkung und Bewahrung der Freiheit Polens durch deutsche Hilfe für eine sowohl für die Polen als auch für das Deutschtum gleichermaßen wichtige Notwendigkeit erklärte. Als am 16. September 1668 der König von Polen aus dem Hause Wasa, Johann Kasimirs seiner Krone entsagt hatte, bewarben sich zahlreiche Fürsten aus verschiedenen Ländern um den polnischen Thron. Die hervorragendsten waren der von Frankreich unterstützte Prinz Condé, der Herzog Karl von Lothringen, der vom Zaren vorgeschlagene russische Kronprinz und der vom Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg unterstützte Pfalzgraf Philipp Wilhelm von Neuburg. Nachdem von der Partei des Pfalzgrafen der durch seine Tätigkeit bei der Stiftung und Leitung des Rheinischen Bundes berühmt gewordene Freiherr von Boineburg mit der Vertretung ihrer Sache in Warschau betraut worden war, stellte er dem damals erst 22jährigen Leibniz die Aufgabe, die Gründe, die für die Wahl des Pfalz-Neuburgers sprachen, in einer Schrift vom Standpunkt eines polnischen katholischen Edelmannes wiederzugeben. Diese Schrift, deren Einzelheiten wir der von Dr. Walther Schmied-Kowarzik herausgegebenen und im Leipziger Verlag Felix Meiner erscheinenden ersten volkstümlichen Ausgabe von Leibniz' „Deutschen Schriften“ entnehmen, wurde durch die jüngsten Ereignisse der Gegenwart so verblüffend aktuell, daß die folgenden Stellen in Erinnerung gebracht sein mögen. Leibniz schloß in dieser Arbeit den Prinzen Condé und den Herzog von Lothringen aus und wandte sich mit besonderer Schärfe gegen den russischen Wahlbewerber: „Am allerwenigsten aber,“ schrieb er, „geht der Russe an! Nehmen wir ihn, so ist geradewegs alles verloren. Wer gehen ihm selbst das Schwert in die Hand, und zu morden. Ist er einmal herein, so bringt ihn niemand mehr hinaus. Mit der Freiheit ist es aus, mit der Gesittung und Bildung. Er ist ein Barbar von Nation, von Sitte und Erziehung; ohne einen Begriff von Freiheit, an eine völlig unbeschränkte Regierung von Jugend auf gewöhnt; er ist ein Feind Polens . . . Und glaubt Ihr etwa, Europa werde ruhig zusehen, wenn Polen, die Vormauer der Christenheit gegen die Barbaren, fällt, wenn ein Koloß sich erhebt, imstande, ganz Europa zu unterdrücken?“ Die für die Gegenwart interessanteste Stelle der Schrift Leibniz' endlich lautet: „Ueberhaupt haben Polen und das Deutsche Reich völlig die gleichen Interessen; beide sind rein nur auf die Verteidigung bedacht, beide wollen keine Erweiterung, sondern nur ruhigen Besitz des Gegenwärtigen. Beide brauchen Frieden und Ruhe. So sind sie sogar naturgemäß auf ein freundschaftliches Verhältnis zueinander angewiesen. Und eben dies ist zugleich das wahre Interesse von ganz Europa: sie sollen beide sein ein Damm gegen alle Weltreichgelüste, mögen sich solche regen, wo sie wollen.“ Diese Schrift, in der Leibniz „die Erhaltung des Deutschen Reiches als ein Interesse Polens und des christlichen Europa“ bezeichnete, enthielt, wie man sieht, Argumente, deren zwingende politische Logik bis zu unseren Tagen dieselbe geblieben und deren Ziel nunmehr durch den denkwürdigen Schritt der verbündeten Herrscher der Zentralmächte Wirklichkeit geworden ist.

— Berliner Theaterbrief: Die Uraufführung der „Warschauer Zitadelle“ im Berl. Residenztheater. Aus Berlin wird uns geschrieben: Die Warschauer Zitadelle ist für die Polen mehr als ein historisches Gebäude, sie ist ein Symbol der russischen Herrschaft, die so viele frei denkende Polen in diese düsteren Kerkerräume warf. Darum ist auch das Drama, das diesen Titel trägt, mehr als ein wirksames Theaterstück, und dies in umso höherem Grade, als seine Uraufführung gerade in die ersten Tage der Befreiung Polens fiel. Gabriela Zapolska, deren Stück zum erstenmal am Donnerstag in dem von Direktor Eugen Robert neueröffneten Berliner Residenztheater aufgeführt wurde, hat einen Namen von Klang in der modernen polnischen Literatur, und einige ihrer Romane hatten sie auch bereits in Deutschland bekannt gemacht. Ihr Stück führt in ein schauriges Warschau, wo dumpfes Brüten der geknechteten polnischen Bevölkerung von den lärmenden Exzessen russischer Offiziere und Beamter schreckhaft unterbrochen wird. Der erste Akt des durchwegs realistischen und oft mit sehr krassen Mitteln effektvoll gestalteten Stückes spielt in einem anrüchigen Vergnügungslokal mit Damenbedienung. Die zwei im weiteren Verlauf der Begebenheiten mit scharfen Kontrasten einander gegenübergestellten Parteien sind als polnische Studenten und trunkene, streitsüchtige russische Offiziere gekennzeichnet. Den Hintergrund bildet das schmutzige und unmoralische Kolorit des Lokals. Die weiteren Akte zeigen die unschuldsvolle Freiheitsschwärmerei in einem polnischen Studentenheim, in das ein Ueberfall durch russische politische Polizisten unerwartetes Entsetzen bringt, dann erlebt man das ganze lotterhafte System in der russischen Gendarmerie, und schließlich klingt alles in ein trauriges Gefängnisbild aus. Die eigentliche Handlung als solche ist nicht besonders neu oder persönlich gestaltet, aber sie ist auch nur Mittel zum Zweck, da das Milieu in diesem Falle die unbedingte Hauptsache ist. Und diesen Zweck erfüllt vollkommen die Gesichte des fanatischen polnischen Studenten, dessen Braut unschuldig zur Verbannung nach Sibirien verurteilt wird, und eine scharf gestaltete Nebenhandlung wirkt ergänzend, indem sie einen verräterischen russischen Offizier und einen in seiner Ehrlichkeit brutal bezeterten Gendarmerieobersten um Leben und Freiheit kämpfen läßt. Das Stück ist sicherlich als „Reißer“ gedacht und erfüllt auch diesen Zweck in jeder Beziehung vollkommen. Neben heftig aufeinanderprallenden, fast kinodramatischen Wirkungen, gibt es aber auch einzelne verinnerlichte Stellen, die zeigen, daß man es trotz des Neuerischen auch mit einer gesunden dichterischen Kraft zu tun hat. Die Aufführung des Dramas, das sowohl quantitativ wie qualitativ nicht geringe Anforderungen an die Schauspieler stellt, war unter der äußerst geschickten Regieleitung Dr. Roberts ausgezeichnet. Die darstellerische Ueberraschung und der künstlerische Gewinn des Abends war die Entdeckung eines jungen Schauspielers Julius Szalit in der Rolle des asketischen, fanatischen, von Haß- und Freiheitssehnsucht durchglühten jungen Studenten. All dies und noch mehr brachte Szalit in einer heftig gestikulierten und dabei höchst verinnerlichten Leistung zur Geltung, die diesem jungen Künstler mit einem Schlage zu einer großen Position der deutschen Schauspielkunst stempelt. Eine neue Erscheinung war auch die Frau, Maria Angerstein, die trotz einiger Unsicherheit berechtigte Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Unübertrefflich war wieder Rosa Valetti in der Rolle der Kneipenwirtin interessant und drastisch Rudolf Schildkraut als forrumpierter russischer General. Karl Forest übte mit einer ebenso dankbaren wie fein durchgeführten Soloszene große Wirkung, und auch Erich Kaiser-Titz ergänzte gut die Gesamtaufführung, die einen unbestrittenen, großen Publikumserfolg errang. Das Stück, dem durch einen glücklichen Zufall unerwartet große Aktualität zuteil wurde, dürfte sich nicht nur in Berlin lange auf dem Spielplan halten, sondern auch einen schnellen und erfolgreichen Weg über die deutschen, sowie die nun nicht mehr der russischen Zensur unterstehenden polnischen Bühnen antreten. B.

— Zum Preisausschreiben des Bundes deutscher Gelehrter und Künstler für kleinere Kriegs- und Kriegerdenkmäler. Man schreibt uns: Dem Kulturbunde sind überaus zahlreiche Schreiben aus dem Felde zugegangen, in welchen Kriegsteilnehmer sich darüber beklagen, daß ihnen infolge der kurzen Einlieferungsfrist eine Teilnahme an dem Wettbewerb unmöglich gemacht sei. Der Bund meint diesen berechtigten Wünschen Rechnung tragen zu müssen und beabsichtigt daher, von jedem Kriegsteilnehmer die Teilnahme an der Konkurrenz zu ermöglichen, die Frist zur Einlieferung um 6 Monate, bis zum 25. April 1917, zu verlängern. Wir hoffen, daß gegen diese im Interesse unserer Kriegsteilnehmer notwendige Maßnahme von keiner Seite Widerspruch erhoben werden wird. Die Beurteilung der eingegangenen Entwürfe, sowie ihre Ausstellung wird also erst nach Ablauf der verlängerten Einlieferungsfrist erfolgen, falls begründeter Widerspruch hiergegen nicht erhoben wird. Etwaige Anfragen usw. sind an die Geschäftsstelle des Bundes, Berlin, Unter den Linden 38, Gebäude der Akademie der Wissenschaften, zu richten. Die Geschäftsstelle versendet auch auf Wunsch die Wettbewerbsbedingungen.